

## 2 Erinnerung an den 09.03.2009

Die Sitzung befasste sich vor allem mit dem Verständnis des Themas *Alltagsphilosophie*. Die Dudenhinweise auf bestimmte Verwendungsweisen des Ausdrucks „Alltag“ und „alltäglich“ führten bei einer Mehrheit der Teilnehmer/innen eher nicht zur Zustimmung. Wichtig war sicherlich der Hinweis von Herrn Dethlefsen, dass das Gemeinte möglicherweise besser durch „Lebenswelt“ ausgedrückt werden könne. Der Ausdruck „Alltag“, sofern er nicht mit „Werktag“ ineins gesetzt und dann von „Sonntag“ oder „Wochenende“ unterschieden wird, umfasst alles dasjenige, was uns jeden Tag begegnet, worin wir leben, was uns stört, was wir tun und lassen. Und das sind keineswegs nur lebensweltliche Bezüge in einem emphatischen Sinn, auch die tägliche oder häufige Benutzung des Internets, die unvermeidliche Kommunikation über Geld usf. gehören zu unserem Alltag. Über diese ganz verschiedenen und z. T. durchaus widersprüchlichen Aspekte des Alltags kann im Alltag selbst eine kritische oder nachdenkliche Reflexion entstehen, das ist der Anfang der Alltagsphilosophie, die jede/m/r prinzipiell möglich ist. Dabei geht es darum, wie man den Alltag bewältigen kann, wie das alles zu verstehen ist, auch anspruchsvoller, wie gutes Leben im Alltag möglich ist.

Dass man diese Fragen *philosophisch* nennen kann, weil es ja um *Liebe zur Weisheit* geht, ist vielleicht weitgehend unbestritten. Schwierig wird die Verwendung des Ausdrucks „Alltagsphilosophie“ aber im Blick auf öffentliche Debatten, die etwa in den Medien ausgetragen werden. Auch in entsprechenden Sendungen zur Philosophiethematik steht das eher nicht im Vordergrund, falls ich nichts übersehen oder überhört habe. Dies ist nach meinem Eindruck vor allem ein Problem der akademischen Philosophie, die oft den Übersprung zu ihrer griechischen Herkunft vom Athener Marktplatz nicht mehr recht zu leisten vermag. Sokrates hat ja dort durch seine Fragekunst nur die Aufgabe der Hebamme, der die Gefragten dabei unterstützt, die für sie richtigen Antworten herauszufinden bzw. zu *gebären*. Das zeigt vor allem, dass es je nach individueller Perspektive möglicherweise mehrere Antworten auf eine Frage gibt. Und auch Sokrates, der etwas paradox vorgibt, nur dasjenige zu wissen, dass er *nichts* wisse, gibt nicht die „richtigen“ Antworten. Schon damals war jedenfalls manchen klar, dass es für viele Fragen offenbar keine letzten Antworten gibt.

An diesem Ergebnis setzt auch Peirce an. Er beobachtet freilich, dass viele Menschen, er unterstellt offenbar sogar *alle* Menschen, allgemeine Lebensüberzeugungen hegen, die eine Interpretation aller Sachverhalte einschließt, wie unscharf oder „ungeschlacht“ derartige Interpretationen auch sein mögen. Verhielte es sich so, dann philosophierten alle Menschen, denn eine besonnene Lebenskonzeption zu haben, ist ein philo-

sophisches Ideal. Der Ausdruck „metaphysisch“ bezieht sich auf allgemeine Überzeugungen, also darüber, wie die Sachverhalte immer sind o. Ä. Peirce zufolge handelt es sich hierbei nicht nur um Kopfgeburten, auch der Bauch und die Muskeln spielen eine gewisse Rolle.

Während Peirce jedenfalls eine Variante von *Alltagsphilosophie* vertrat, ist genau dies bei Singer eher ausgeschlossen. Er steht besonders deutlich für eine Weltansicht, die von den Wissenschaften beeindruckt ist und deren Wirklichkeitsauffassung für angemessener als unsere Alltagswahrnehmungen und -erfahrungen hält. *Wenn* unser Gehirn mit uns äquivalent wäre *und* man das Gehirn so interpretieren müsste, wie es Wolf Singer vorschriftsmäßig freilich nur hypothetisch tut – weil bislang keinerlei belastbare empirischen Erkenntnisse vorliegen –, *dann* wäre unser alltägliches Selbstverständnis als abwägende Menschen, die sich zu manchen Tätigkeiten entscheiden, freilich vom Illusionsverdacht bedroht. Singer deutet im Text indirekt an, dass keineswegs alle Naturwissenschaftler/innen mit seiner Sichtweise übereinstimmen und versucht daher, insbesondere quantenphysische Beiträge aus der Debatte herauszuhalten, wie sie etwa Carl-Friedrich von Weizsäcker oder Thomas Görnitz geäußert haben.

Insofern sollte ein Kurs über Alltagsphilosophie auch die Gegenargumente abwägen und die positiven Argumente kennenlernen, die es für oder gegen die sinnvolle Möglichkeit von Alltagsphilosophie gibt.

### 3 Die Situation an der vorletzten Jahrhundertwende

Es mag vielleicht überraschen, aber die Zeit der vorletzten Jahrhundertwende bietet für denjenigen oder diejenige, die oder der sich damit beschäftigt, weithin ähnliche Strukturen – und man kann nur hoffen, dass die teilweise unbesonnene Aufregung und Verdrängung damals nicht zu ähnlich verheerenden Ergebnissen wie 1914 und in der Folge auch 1939 führt. Der gesellschaftliche Grad der Verunsicherung ist in unserer Zeit mindestens genauso hoch wie damals, etwa die Exzesse in Winnenden sind ein grelles Schlaglicht – und es gibt eine ganze Reihe von Strategien, wie man diese Verunsicherung zu *verdrängen* versucht. Davon ist eine diejenige des angeblich stabilen ökonomischen Erfolgs, eine andere diejenige der angeblichen wissenschaftlichen Sicherheit. In unserer Zeit ist die Ökonomie erst kürzlich sowohl wirtschaftlich konkret als auch als Wissenschaft von ihrem Thron gestürzt, kein bedeutender akademischer Ökonom hat ernsthaft die *Finanzkrise* und die daraus entstehende Weltwirtschaftskrise vorausgesagt, obgleich die Wirtschaftswissenschaft vorgibt, in bestimmten Grenzen Prognosen abgeben zu können. Wenn Sie den letzten Bericht des Sachverständigenrats lesen, werden Sie feststellen, dass die gut 500 Seiten verdruckt sind, aber Sie können ihn kostenfrei im Internet zur Not am Bildschirm lesen ([http://alltagundphilosophie.de/\\_oneclick\\_uploads/2008/11/ga08\\_ges.pdf](http://alltagundphilosophie.de/_oneclick_uploads/2008/11/ga08_ges.pdf)).

Vorausgesagt wurde das freilich eher von politisch-ökonomischen Außenseitern, die aufgrund ihrer Voraussagen entsprechend verspottet und verhöhnt wurden. Auch diese Struktur findet sich an der vorletzten Jahrhundertwende: Menschen, denen es oft nicht gelang, dauerhaft eine akademische Stelle zu erreichen, gehören zu den langfristig interessantesten Denkern der Epoche wie etwa Charles Peirce oder der deutsche Kulturphilosoph Georg Simmel. Selbstverständlich gab es damals entgegen der offiziellen wissenschaftlichen Fortschrittsrhetorik innerhalb und außerhalb der Wissenschaften Kritik an den dominierenden Tendenzen, beispielsweise in der Medizin. Hier waren etwa Deutschland und die Vereinigten Staaten in den alternativen Tendenzen führend, in Deutschland vor allem im Blick auf die Homöopathie, in den USA sowohl auf diese als auch auf die Osteopathie. Ausschlaggebend beispielsweise für die staatliche Akzeptanz der Osteopathie in vielen Staaten der USA war die positive Resonanz bei den Patient/inn/en, trotz allerschärfster Gegenwehr der *Medical Association*. Heute ist die Situation keineswegs anders. Trotz allerheftigsten Beschusses durch die *evidence based medicine* wünschen sich 79 % der gesetzlich Krankenversicherten die Erstattung von homöopathischen Heilmitteln. Dieses Beispiel soll zeigen, dass es alltägliche Überzeugungen gibt, die für die einzelnen Menschen auf Alltagserfahrungen, die sie selbst betreffen, beruhen. Diese bleiben von der wissenschaftlichen Fortschrittsrhetorik weitgehend unberührt und unbeeindruckt, weil *sie eine eigene, für sie selbst wichtige Erfahrung gemacht haben*.

Die Zeit seit den 1860er Jahren ist im Wissenschaftssystem die Zeit der Auflösung der großen philosophischen Fakultät, zu der alle Wissenschaften als Unterabteilungen mit Ausnahme der Medizin, der Theologie und der Rechtswissenschaft gehörten. Zuerst lösen sich die Naturwissenschaften wie die Physik und Chemie, dann die Biologie ab. Psychologie, Ökonomie und Soziologie folgen. In der Psychologie ist bis heute umstritten, ob sie nun eher zu den Naturwissenschaften, den Gesellschaftswissenschaften oder gar zu den Geisteswissenschaften gehöre. Die wissenschaftliche Fortschrittsrhetorik hatte suggeriert, dass mit der Zeit – etwa durch das Experiment – die wissenschaftlichen Fragen entschieden würden. Das ist nicht eingetreten, wer heute Texte vom Ende des 19. Jahrhunderts zur Gehirnforschung liest, wie ich es selbst aus Interesse, aber auch beruflich als Übersetzer getan habe, wird feststellen, dass die gleichen Probleme schon damals diskutiert worden, etwa das Verhältnis von neuronalen Prozessen und Bewusstsein. Keines von ihnen ist einer allseits akzeptierten Lösung näher gebracht worden. Zum einen stellt sich hier ein leicht erkennbares Sachproblem: Die Leitunterscheidung von Frau Lerche, die ich in der letzten Woche an die *Tafel* geschrieben habe, lautet: „Rational“ *vs.* „emotional“. Dies ist sprachlich ausgedrückt und folgt bestimmten sprachlichen Regeln, die man mündlich oder schriftlich ausdrücken kann. Keine dieser Regeln lässt sich finden, wenn nun Frau Lerches Gehirn

untersucht wird, denn dort gelten rhythmische chemisch-elektrische Kommunikationsregeln. Das Problem einer mangelnden Lösung hängt aber auch mit einer inneren wissenschaftlichen Struktur zusammen, welche durchaus die Wissenschaften *relativiert*. Eine wissenschaftliche Forschung beginnt mit einer möglicherweise erstaunlichen Beobachtung, die vielleicht eine Hypothese entstehen lässt, wie Ereignisse, Zusammenhänge usf. erklärt werden könnten. Diese Regel oder das Gesetz sind *erfunden* oder jedenfalls *frei entworfen*, um das Ereignis oder den Zusammenhang zu erklären. Man stellt hypothetisch-abduktiv eine Regel oder ein Gesetz auf, die das Beobachtete erklären könnten – und versucht diese Regel oder das Gesetz dann durch Experimente usf. zu bestätigen. Wenn man gut geforscht hat, hält die Regel oder das Gesetz einige Jahre oder Jahrzehnte, weshalb Nobelpreise oft sehr lange nach den Entdeckungen verliehen werden, weil in der Zwischenzeit mit Recht versucht wird, die aufgestellte Regel oder das Gesetz wissenschaftlich zu überprüfen oder zu widerlegen. Erst wenn das über längere Zeit nicht gelungen ist, kann ein Nobelpreis verliehen werden.

Dabei sind in den Wissenschaften unterschiedliche Ansprüche an Genauigkeit unerlässlich, was sich ebenfalls schon seit den 1860er Jahren abgezeichnet hatte, sofern die Wissenschaften die gesamte Wirklichkeit umfassen wollen:

Es gibt in der Wirklichkeit allgemein mehrere Typen, m. E. drei Typen von Regeln, denen auch drei Wissenschaftstypen entsprechen:

- (1) Regeln, die gegen die Wahrscheinlichkeit 1 tendieren (*es ist nahezu immer so* – wie etwa, dass der Apfel immer nach unten vom Baum fällt, wenn wir das gewöhnliche Bezugssystem hier auf der Erde akzeptieren), das sind die sogenannten *Naturgesetze*, die freilich sehr wahrscheinlich auch nur Näherungen sind. Hiermit beschäftigen sich die Naturwissenschaften, wobei die Biologie schwächere Wahrscheinlichkeitserwartungen hat als die Physik, wie etwa die Akzeptanz des Zufalls als entscheidendes Element der Evolution durch Darwin gezeigt hat. *Methode*: Induktives Schließen auf der Grundlage von Experimenten, d. h.: Es gibt verschiedene Fälle, die einander ähnlich zu sein scheinen, sodass man für sie eine gemeinsame Regel oder ein Gesetz unterstellt. Dieses muss aber in der *Zukunft* immer weiter untersucht werden. Dabei lassen sich Hypothesen niemals ausschließen, wie jetzt in der aktuellen wissenschaftlichen Kritik der Darwinschen Position aufgrund neuerer Einsichten in die Genomstruktur deutlich wird.
- (2) Regeln, die eher um die Wahrscheinlichkeit 0,5 oder etwas höher schwanken (*alles kann immer auch anders sein*), das sind die *sozialen Regeln*, z. B.: Ob Bayern München Meister wird, hat auf die letzten 40 Jahre berechnet die Wahrscheinlichkeit 0,5, dass Angela Merkels CDU zukünftig stärkste Partei wird, vielleicht 0,7. Für diese Regeln, die sozialen Regeln, ist es konstitutiv, dass sie

*Ausnahmen* kennen. Mit diesen Regeln befassen sich die Sozial- und Kulturwissenschaften. Methoden: Induktives und abduktives bzw. hypothetisches Schließen, z. B. für qualitative Studien in den Sozialwissenschaften unerlässlich, weil einzelne Äußerungen eines Individuums bei genauer Betrachtung schwerlich unter eine allgemeine Regel fallen. Dann kann man die einzelne Äußerung auch nicht aus einer solchen Regel ableiten. Ein Problem, das als Wissenschaften übrigens nach meiner Wahrnehmung sowohl Psychologie als auch Medizin haben ...

- (3) Regeln, die deutlich zwischen 0,00000001 und vielleicht 0,1 schwanken, das sind die Regeln, in denen Individuen dann vielleicht doch übereinstimmen. Solche Regeln werden von den Wissenschaften erforscht, die man traditionell „Geisteswissenschaften“ nennt. Da man hier in der Regel die *Selbstbestimmung* und *Freiheit*, das Sich-zu-sich-Selbst-Verhalten als Verhalten zu meiner Zukunft, d. h. den *Entwurf* meiner selbst unterstellt, kann das auch nicht anders sein. Ich bin durchaus jedenfalls auch selbstbestimmt anders als meine Frau und sehr viele andere Menschen – und will dies auch sein. Sowohl in der bildenden Kunst als auch in der Literatur kommen derartige Entwürfe zum Ausdruck, weshalb sich die Geisteswissenschaften u. a. hiermit befassen. Methode: Schwaches induktives Schließen, starke qualitative Beschäftigung mit dem Einzelfall, Vorherrschen der Abduktion bzw. der Hypothese.

Induktion und Abduktion bzw. Hypothese sind die wichtigsten wissenschaftlichen Schlussverfahren, deduktive Schlussverfahren sind sowohl im Alltag als auch in der Wissenschaft nicht sehr prominent. Dabei wird angenommen, dass man aus einer oder mehreren Prämissen zwingend auf etwas schließen kann.

Alle Menschen sind sterblich.

Martin Pöttner ist ein Mensch.

*Also* ist Martin Pöttner sterblich (= *wird sterben*).

Niemand bestreitet das wohl hier im Raum, gleichwohl bleibt eine letzte Unsicherheit, wenn Sie genau nachdenken. Erleichtert wurde die Klassifizierung der Regeln in den Wissenschaften durch bestimmte Entwicklungen in der Mathematik, wozu unter anderem die Wahrscheinlichkeitsmathematik und vor allem die Relationenlogik gehören, aber das ist jetzt nur ein Hinweis ... Die Schlussformen der Deduktion, Induktion und Abduktion sind seit der Antike bekannt und wurden im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts logisch perfektioniert.

Die folgende Abbildung 1 fasst diese Überlegungen zusammen und weist der Philosophie einen Ort zu, an dem sie sich sowohl auf den Alltag als auch auf die einzelnen Wissenschaftstypen bezieht. Damit sind alle Möglichkeiten verbunden, wie Philosophie betrieben werden kann, eher alltagsphilosophisch, eher naturwissenschaftlich inspiriert, eher an Fragen der Gesellschaftsentwicklung orientiert oder eher auf Fragen der Kunst usf. bezogen.



Abbildung 1: Beziehung der Philosophie auf die verschiedenen Wissenschaftstypen und auf den Alltag

Die Philosophie bezieht sich auf alle drei Wissensbereiche, darüber aber auch noch auf Sittlichkeit und vor allem den Alltag. Letzterer könnte nur dann ernsthaft ausgeklammert werden, so meine Position, wenn *ausschließlich* wissenschaftliche Aussagen vom Wissenschaftstypus (1) ernsthaft sachhaltig wären. Man liest – aufgrund dieses Glaubens von Wissenschaftler/inne/n dann häufig, dass ein Autor wie Darwin (so bei Bauer) etwas „vorweggenommen“ habe, was *erst heute* wissenschaftlich und damit „richtig“ begriffen werden könne. Es geht hierbei um folgende Aussage Darwins:

Sobald der Leidende [nach Verlust einer geliebten Person] sich vollständig bewusst wird, dass nichts mehr getan werden kann, nimmt Verzweiflung oder tiefer Kummer die Stelle des wahnsinnigen Schmerzes ein. Der Leidende sitzt bewegungslos da oder schwankt langsam hin und her. Die Zirkulation [wohl vor allem der Blutkreislauf; M. P.] wird träge ... Ist der Schmerz sehr heftig, so führt er bald äußerste Niedergeschlagenheit oder Erschöpfung herbei.“ (Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren, [1872] Frankfurt a. M. 2000, 92)

Diese Aussage Darwins ist offensichtlich auch dann richtig, wenn man *nicht* weiß, welche neurologischen Sachverhalte mit den entsprechenden Selbstbeobachtungen und Fremdbeobachtungen nach den gegenwärtigen wissenschaftlichen Hypothesen korrelieren. Es gibt über die Jahrhunderte und Jahrtausende verstreut sehr viele Texte, die sehr genaue Beobachtungen dessen darlegen, was wir heute überwiegend als „psychosomatisch“ bezeichnen. „Überraschend“ ist das nur für denjenigen, der sich selbst gegen die *wissenschaftliche Ignoranz* dieser Alltagsbeobachtungen auflehnen musste und als einzige Gegenstrategie den wissenschaftlichen „Beweis“ kennt, der aber – wie schon im 19. Jahrhundert gezeigt – äußerst vergänglich sein kann, weil irgendein junger Mann oder eine junge Frau, vielleicht eine geschlechtlich paritätisch besetzte Arbeitsgruppe, das dann doch wieder modifiziert, auf einen bestimmten Bereich einschränkt oder gar widerlegt. Aber für viele alltags„psychologischen“ Haltungen ist das, was Darwin sagt, alles andere als überraschend. Ich selbst habe das an mir und anderen auch schon so oder jedenfalls vergleichbar beobachtet.

Wie das Beispiel Darwins zeigt, war man im 19. Jahrhundert nur teilweise der Ansicht, dass ausschließlich eine wissenschaftlich-naturwissenschaftliche Erklärung vom Wissenschaftstyp (1) bestimmter erlebter und wahrgenommener Phänomene deren Realität verbürge. Darwin war offensichtlich nicht dieser Ansicht – und dies sollte stark zu denken geben.

Dies ist noch viel stärker bei denjenigen Sachverhalten der Fall, die sich mit unserer Selbstbestimmung, unserem Lebensentwurf und der Sittlichkeit oder Ethik befassen. Wenn man alles im Modell des Wissenschaftstypus (1) zu erklären versucht, gibt es keinen eigenen Lebensentwurf oder keine Sittlichkeit, denn diese Alltagsvorstellungen unterstellen so etwas wie abwägende Überlegung, Selbstbestimmung und eine Unter-

scheidung des Besseren oder Schlechteren nach Gründen, was vorzuziehen wäre, vielleicht auch die Unterscheidung des Guten vom Bösen – tatsächlich aber hat man bislang nur das Naturgesetz verkannt, nach dem sich solche Abwägungen, Entscheidungen usf. vollziehen. Ist alles nach Wissenschaftstyp (1) zu erklären, dann sind solche Erwägungen bestenfalls Illusionen. Nur ist Wissenschaftstyp (1) nicht alleine, es gibt ja auch Wissenschaftstyp (2) und (3), welche keinerlei prinzipielle Probleme mit den Phänomenen des Lebensentwurfes, der Selbstbestimmung oder der Sittlichkeit haben. Schon am Ende des 19. Jahrhunderts gab es daher Versuche, das Bewusstsein des Menschen, seine Sprache, die Kultur faktisch auf biotische bzw. genauer physiologische Prozesse zu reduzieren, die von den gewöhnlichen Menschen freilich als physiologische Prozesse undurchschaut sind.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich an der vorletzten Jahrhundertwende das *Strukturmuster* des Verhältnisses von Philosophie, Wissenschaften und Alltag herausgebildet hatte, das auch heute noch gültig ist.

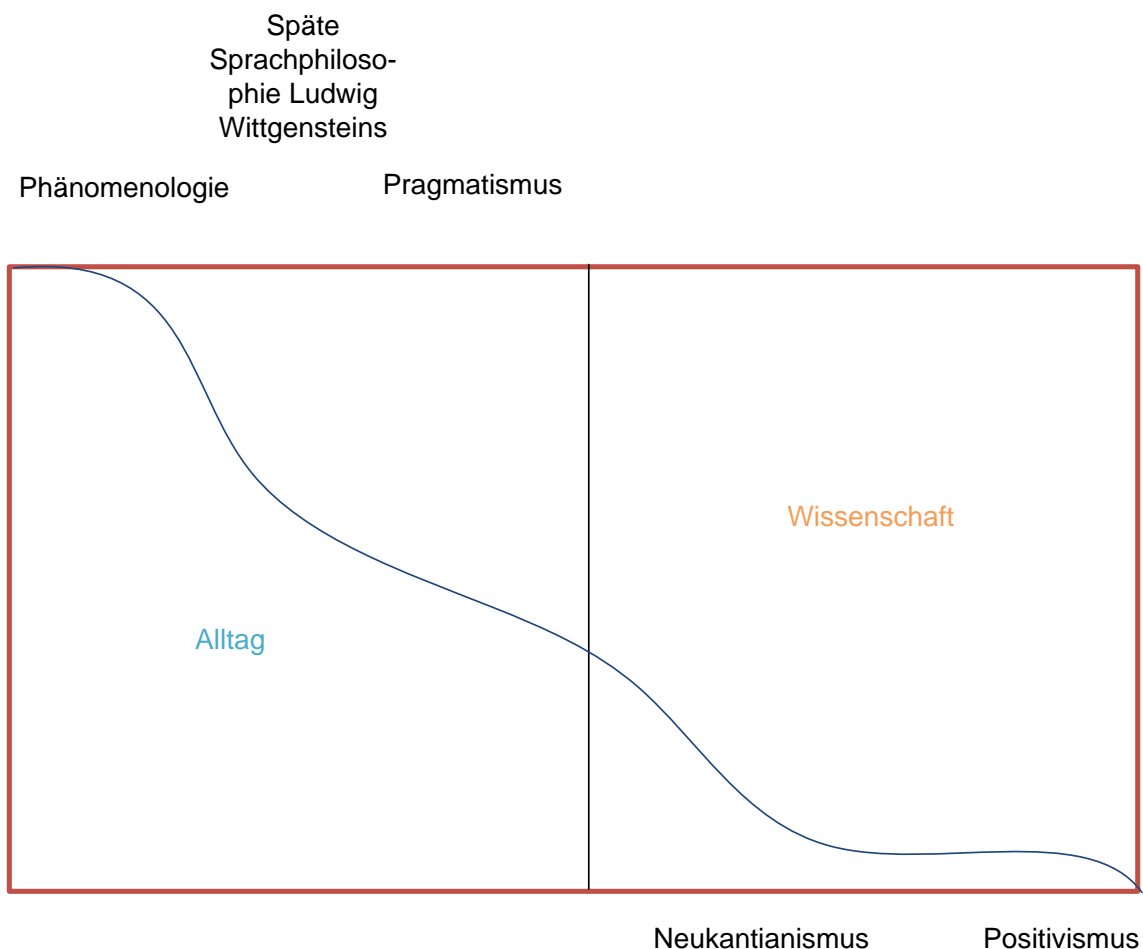


Abbildung 2: Strukturmuster des Verhältnisses von Philosophie und Alltag, das sich an der vorletzten Jahrhundertwende ausgebildet hat.

Die Abbildung 2 soll darlegen, wie das Verhältnis von Alltag und Wissenschaft im Blick auf die Philosophie strukturiert ist. An den jeweiligen Extremen stehen

Phänomenologie und Positivismus. Letzterer ist faktisch eine 100%ige Wissenschaftsphilosophie, Fragen sind nur philosophisch relevant, wenn sie wissenschaftlich oder auf die Wissenschaften bezogen geklärt werden können. Demgegenüber ist die Phänomenologie wissenschaftsskeptisch bis wissenschaftskritisch, ihr gilt das eigene, besonnen reflektierte Erleben und Handeln als der wahre Wirklichkeitsbezug, auf deren Grundlage dann auch die Wissenschaften operieren könnten, aber dies oft nicht tun, sondern das erschließende Erleben und Handeln oft durch abstrakte Theorien verstellen. Die Phänomenologie ist daher im Kern reine Alltagsphilosophie. Pragmatismus und Neukantianismus sind Philosophien, die beide Elemente in sich enthalten, der Pragmatismus geht wie die Phänomenologie von der Alltagserfahrung aus, nimmt aber die Wissenschaften sehr genau wahr, weil die Alltagserfahrung durch die Wissenschaften ja infrage gestellt werden kann. Der Neukantianismus akzeptiert faktisch die entstandenen Wissenschaften als Grundlage der Philosophie und ist darin dem Positivismus recht verwandt. Aber er glaubt, das Individuum könne trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnisse dennoch *Werte* bestimmen oder setzen. Und dies ist für Fragen der Ethik oder Sittlichkeit ausschlaggebend. Nur ist das in der Wissenschaft selbst nicht möglich, denn diese kennt ausschließlich Tatsachen und Gesetze, welche die Tatsachen bestimmen, die jeweils wertungsfrei sein müssen.

Am Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigte sich also, dass aufgrund der verschiedenen philosophischen Position ein Panorama von Möglichkeiten entstanden war, welches das Feld der möglichen Beziehungen von Alltag und Wissenschaft im Blick auf die Philosophie abgesteckt hat. Alltag und Wissenschaft können in Bezug zur Philosophie unterschiedlich kombiniert werden. Oder man setzt ausschließlich auf Alltag, dann besonders in Form der Lebenswelt. Es ist aber auch möglich, allein auf die Wissenschaften zu setzen – und kein Vertrauen in die alltäglichen Erfahrungen zu haben.